

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Warga, Jasmine**

**Mein Herz und andere schwarze Löcher**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Dienstag, 12. März

*noch 26 Tage*

Musik hat kinetische Energie. Vor allem klassische Musik und da ganz besonders Mozarts Requiem. Wenn man genau aufpasst, hört man, wie die Geigenbögen über die Saiten vibrieren und die Töne aufleuchten lassen, sie in Bewegung setzen. Und wenn die Töne dann in der Luft sind, prallen sie gegeneinander, funkeln, explodieren.

Ich verbringe sehr viel Zeit damit, mir zu überlegen, wie es sich anfühlt, zu sterben. Wie es klingt. Werde ich explodieren wie diese Töne, werde ich einen letzten Schmerzensschrei ausstoßen, um dann für immer zu verstummen? Oder verwandle ich mich in ein schattenhaftes Rauschen, kaum wahrnehmbar, aber trotzdem immer präsent, wenn man nur genau hinhört?

Würde ich nicht sowieso schon dauernd an den Tod

denken, dann brächte mich unter Garantie mein Job im Telefonpool von TMC dazu. TMC steht für Tucker's Marketing Concepts. Die Firma hat Glück, sie braucht sich meinetwegen keine Vorwürfe zu machen, weil mein Zustand ja schon vorher existiert hat.

TMC ist ein Telefonmarketing-Betrieb im Untergeschoss eines etwas versifften Einkaufszentrums, und ich bin die einzige Mitarbeiterin, die den Untergang Roms nicht miterlebt hat. Graue Plastiktische, vermutlich eine Großbestellung von Costco, stehen aufgereiht hintereinander. Jeder Angestellte hat ein Telefon und einen Computer. Der Raum riecht nach Schimmelpilz, vermischt mit dem Duft von zu lange warm gehaltenem Kaffee.

Zur Zeit führen wir eine Umfrage für Paradise Vacations durch. Die wollen wissen, was den Leuten im Urlaub wichtiger ist – die Qualität von Essen und Trinken oder die Qualität der Hotelzimmer. Ich wähle die nächste Nummer auf meiner Liste: Mrs Elena George, wohnhaft in der Mulberry Street.

»Hallo?«, meldet sich eine heisere Stimme.

»Guten Tag, Mrs George. Mein Name ist Aysel, und ich rufe von Tucker's Marketing Concepts an. Es geht um Paradise Vacations. Haben Sie einen Moment Zeit, um ein paar Fragen zu beantworten?« Leider habe ich nicht den einschmeichelnden Singsang drauf wie die

meisten meiner Kollegen. Man kann auch sonst nicht behaupten, dass ich hier die Star-Angestellte bin.

»Ich hab doch schon tausendmal gesagt, dass Sie meine Nummer nicht anrufen sollen!«, schimpft Mrs George und legt auf.

*Sie können weglaufen, Mrs George, aber verstecken können Sie sich nicht.* Ich schreibe in meine Anrufliste, dass diese Dame kein Interesse hat. Offenbar träumt sie nicht von zwei Wochen Urlaub auf Hawaii. Tja, Pech gehabt, Paradise Vacations.

Mehr als einen Anruf am Stück schaffe ich nicht, danach muss ich eine Pause machen. Also widme ich mich erst mal wieder meinem Computer. Das einzig Gute an meinem Job ist, dass ich jederzeit ins Internet kann. Ich klicke auf den Browser und gehe zu Smooth Passages, meiner Lieblingsseite im Moment.

»Aysel!« Das ist Mr Palmer, mein Supervisor, der mich gleich zurechtweisen wird. Wie immer spricht er meinen Namen falsch aus. Man sagt Ah-sell, mit der Betonung auf der zweiten Silbe, nicht Ai-seel, aber ihm ist das völlig egal. »Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du nicht auf dem Computer herumspielen sollst?« Er deutet auf meine Anruferliste. »Du hast noch einige Nummern abzuarbeiten.«

Mr Palmer könnte sein ganzes Leben verändern, wenn er nur einmal, ein einziges Mal, zu einem anderen

Friseur ginge. Zur Zeit hat er einen Topfschnitt, wie die dünnen Jungen aus der sechsten Klasse. Ich würde ihm gern sagen, dass er mit einem Bürstenhaarschnitt sein kantiges Kinn besser zur Geltung brächte, aber vermutlich ist er glücklich mit Mrs Palmer und hat keinen Grund, sich neu zu erfinden. Nein, keine Midlife-Crisis bei Mr Palmer.

Ich gebe es nur ungern zu, aber ich bin ein bisschen neidisch auf Mr Palmer. Immerhin könnte er sein Problem ausräumen, wenn er nur wollte. Ein paar mal Schnipp-schnapp mit der Schere, und schon wäre er ein neuer Mensch. Aber bei mir gibt es nichts, was alles in Ordnung bringen würde.

»Stimmt etwas nicht?«, fragt Mr Palmer, als er merkt, dass ich ihn anlotze.

»Sie haben schöne Haare.« Ich drehe mich mit meinem Stuhl. Eigentlich habe ich vorhin geschwindelt. Mein Job hat nämlich zwei gute Seiten: erstens den uneingeschränkten Zugang zum Internet – und außerdem habe ich noch einen Drehstuhl.

»Wie bitte?«, knurrt er.

»Sie haben schöne Haare«, wiederhole ich. »Haben Sie schon mal überlegt, eine andere Frisur auszuprobieren?«

»Dir ist doch klar, dass ich ein Risiko eingegangen bin, als ich dich eingestellt habe.« Er fuchtelt mir mit

dem gekrümmten Zeigefinger vor dem Gesicht herum. »Alle Leute hier haben mich gewarnt, dass man sich mit dir nur Probleme einhandelt. Wegen deines ...« Er redet nicht weiter und schaut weg.

*Wegen deines Vaters*, vollende ich stumm den Satz. Ich habe den säuerlich metallischen Geschmack im Mund, den ich von unzähligen Demütigungen dieser Art kenne. Mein Leben kann in zwei klare Abschnitte unterteilt werden: die Zeit, bevor mein Vater in den Abendnachrichten auftauchte, und die Zeit danach. Kurz versuche ich mir vorzustellen, wie dieses Gespräch verlaufen würde, wenn mein Vater nicht mein Vater wäre. Mr Palmer würde garantiert nicht mit mir reden, als wäre ich ein streunender Straßenkötter, der seine Mülltonne durchstößt. Er wäre viel höflicher, aber kein Mensch macht sich noch die Mühe, zu mir höflich zu sein. Doch dann schießt mir ein Gedanke in den Kopf, den ich sofort wieder loswerden will: *Du würdest dich auch nicht anders fühlen, innerlich.*

Ich presse das Kinn nach unten und versuche, diesen Satz irgendwie abzuschütteln. »Entschuldigen Sie bitte, Mr Palmer. Ich mache weiter.«

Mr Palmer sagt nichts mehr. Er schaut hinüber zu den drei gigantischen, glänzenden Bannern, die seit kurzem an der hinteren Bürowand hängen. Auf allen dreien ist Brian Jackson zu sehen, in verschiedenen Posen – die

Arme vor der Brust verschränkt, die Arme siegesbewusst hochgerissen, die Arme seitlich angewinkelt, mitten im Lauf. Dank Photoshop hat er perfekte Haut, aber seine aschblonden Haare und die strahlend blauen Augen mussten nicht korrigiert werden. Und weil ich ihm schon öfter in der Schule auf dem Gang begegnet bin, weiß ich, dass seine Wadenmuskeln tatsächlich so enorm sind. Unten auf jedem der Banner steht in roter Blockschrift: *Aufgewachsen in Langston, Kentucky, unterwegs nach Olympia.*

Der erste Junge aus Langston, der sich fast für die Olympischen Spiele qualifiziert hat, wird auf den Bannern nicht erwähnt. Das ist auch gar nicht nötig. Ich weiß, dass Mr Palmer an ihn denkt, so wie er die Plakate anschaut. Eigentlich fällt jedem, der Brian Jacksons schweißnasse Stirn und seine muskulösen Beine betrachtet, Timothy Jackson ein. Brians älterer Bruder. Und alle, die diese Banner sehen und danach mich anschauen, denken garantiert an Timothy Jackson.

Schließlich nimmt Mr Palmer den Blick von Brian und wendet sich wieder mir zu. Er kann mir aber nicht in die Augen schauen, sondern blickt über mich weg und räuspert sich. »Weißt du was, Aysel? Vielleicht ist es am besten, wenn du morgen gar nicht zur Arbeit kommst. Mach doch einfach einen Tag frei.«

Ich presse meine Ellbogen auf den Tisch und wünsche

mir sehnlichst, ich könnte mit dem grauen Plastik verschmelzen, mit dieser gefühllosen Mischung synthetischer Polymere. Ich spüre, wie meine Haut unter dem Gewicht meines Körpers wund gescheuert wird, und summe im Kopf ein Motiv aus Bachs Toccata und Fuge in d-Moll. Mein Gehirn wird von dunklen, gewaltigen Orgeltönen erfüllt, und ich stelle mir vor, wie sich die Tasten des Instruments zu einer Leiter zusammensetzen, die zu einem leeren, friedlichen Ort führt. Weit weg von TMC, von Mr Palmer, von allem.

Mr Palmer deutet mein Schweigen irrtümlicherweise als Verwirrung, statt als ein Zeichen absoluter Erstarrung. Er streckt die Hände vor sich aus und ringt sie, als würde er sie gerade waschen. Diesen Impuls rufe ich oft bei Leuten hervor – es überkommt sie das Bedürfnis, sich die Hände zu waschen. »Du weißt ja sicher, dass wir morgen für die Stadtverwaltung von Langston Leute anrufen, um für die Veranstaltung zu Ehren von Brian Jackson am Samstag möglichst viele Teilnehmer zusammenzukriegen.« Mr Palmers Stimme zittert ein bisschen, und er wirft einen raschen Blick auf die Banner, als könnten Brian Jacksons athletische Haltung und sein konzentrierter Gesichtsausdruck ihm helfen, den Mut zum Weiterreden zu finden.

Brians Zauberkraft wirkt anscheinend. Jedenfalls findet Mr Palmer seine Stimme wieder. »Brian kommt

übers Wochenende vom Trainingslager nach Hause, und die Stadtverwaltung möchte, dass alle Einwohner ihn herzlich begrüßen. Ich weiß, du würdest gern dabei helfen, aber ich befürchte, dass manche unserer Kunden es nicht so positiv finden, wenn du sie zu der Veranstaltung einlädst, wegen – na ja, wegen deines Vaters – und ...« Seine Stimme wird immer leiser, er redet zwar weiter, stolpert aber über seine eigenen Worte. Ich kann nicht mehr verstehen, was er murmelt. Es ist eine Mischung aus Entschuldigung, Erklärung und Anklage.

Ich muss mich zusammenreißen, um nicht laut loszulachen. Statt darüber nachzudenken, wie absurd es ist, dass ich offenbar nicht attraktiv genug bin, um als Telefonverkäuferin zu arbeiten, konzentriere ich mich lieber auf Mr Palmers Wortwahl. Er redet von »Kunden«, aber ich glaube nicht, dass die Menschen, die wir Tag für Tag belästigen, sich selbst als solche betrachten. Eher sehen sie sich als Opfer. Und meinem Vater habe ich es zu verdanken, dass durch mich alle noch mehr das Gefühl bekommen, sie könnten potentielle Opfer sein.

Verlegen und mit hochrotem Kopf entfernt sich Mr Palmer von meinem Schreibtisch und wandert durch die Reihen. Zu Marie sagt er, sie soll aufhören, Kaugummi zu kauen, und Tony fordert er auf, doch bitte das Fett von seinem Hamburger nicht auf der ganzen Tastatur zu verteilen.

Als mein Vorgesetzter sich in sicherer Entfernung von meinem Schreibtisch befindet, mache ich Smooth Passages wieder auf. Vereinfacht ausgedrückt ist das eine Internetseite für Menschen, die sterben wollen. Solche Seiten gibt es massenhaft. Manche sind künstlerisch durchgestylt, andere sind eher nischenmäßig und richten sich an Leute, die eine spezifische Methode im Sinn haben, zum Beispiel Erstickten, oder sie richten sich an genau umrissene Zielgruppen, etwa an depressive verletzte Sportler oder so was. Ich habe noch keine Seite gefunden, die direkt für unerwünschte Töchter psychotischer Schwerverbrecher gedacht ist, deshalb ist Smooth Passages für mich im Moment noch die passende Adresse.

Die Seite ist ohne Schnörkel, kein aufgemotztes oder kitschiges HTML-Zeug. Schwarz-weiß. Stilvoll, elegant. Das heißt, sofern eine Website zum Thema Selbstmord stilvoll und elegant sein kann. Es gibt verschiedene Message Boards und Foren. Um die geht es mir hauptsächlich. In letzter Zeit treibe ich mich vor allem in der Rubrik mit der Überschrift *Selbstmordpartner* herum.

Das Problem bei Selbstmord ist – was die meisten Leute nicht kapieren –, dass es gar nicht so leicht ist, die Sache durchzuziehen. Ich weiß, ich weiß – die Leute jammern immer rum und sagen, Selbstmord sei ein

Ausweg für Feiglinge. Stimmt wahrscheinlich. Klar – ich gebe auf, ich kapituliere. Ich laufe weg vor dem schwarzen Loch, das meine Zukunft ist, weil ich verhindern muss, dass ich mich zu dem fürchterlichen Menschen entwickle, der ich auf keinen Fall werden will. Aber nur weil es feige ist, muss es noch lange nicht einfach sein.

Die Sache ist die: Ich befürchte, mein Selbsterhaltungstrieb könnte sich als zu stark herausstellen. Im Grunde sind mein depressiver Kopf und mein sehr lebendiger Körper ständig im Konflikt. Womöglich gewinnt mein Körper in letzter Sekunde die Oberhand, aus irgendeinem blöden Impuls heraus, und dann habe ich es am Schluss nur zur Hälfte geschafft.

Vor nichts habe ich mehr Angst als vor einem gescheiterten Versuch. Ich will nicht im Rollstuhl landen, nur noch Brei essen und rund um die Uhr von einer flotten Krankenschwester gepflegt werden, die sich nur für die kitschigen Reality Shows im Fernsehen interessiert.

Deshalb schaue ich jetzt immer mal wieder bei den Selbstmordpartnern vorbei. Ich glaube, das funktioniert so: Man findet jemanden, der einigermaßen in der Nähe wohnt, und dann plant man mit ihm gemeinsam den letzten Schritt. Es ist so was wie Selbstmord mit Gruppenzwang, und soweit ich es mitkriege, ist die Methode verdammt effizient. Da bin ich dabei.

Ich überfliege ein paar Postings. Niemand passt so richtig zu mir. Entweder sind die Leute zu weit weg (warum wollen sich ausgerechnet in Kalifornien so viele das Gehirn rauspusten? Es heißt doch immer, man ist so superglücklich, wenn man am Pazifik in der Sonne lebt!), oder sie sind in der falschen Altersgruppe (ich habe echt keine Lust, mich mit Erwachsenen abzugeben, die irgendwelche Eheprobleme haben – und gestresste Helikoptermamas sind auch nichts für mich).

Ich habe schon überlegt, ob ich selbst etwas posten soll, aber ich weiß nicht recht, was. Außerdem gibt es nichts Schlimmeres, als wenn man sich aufrafft und einen Partner sucht – und dann wird man abgewiesen. Ich werfe einen raschen Blick über die Schulter. Mr Palmer ist mehrere Reihen von mir entfernt. Er massiert gerade Tina Bart die Schultern. Permanent massiert er Tina Bart die Schultern! Vielleicht ist er mit Mrs Palmer doch nicht so glücklich, wie ich dachte.

Er merkt, dass ich ihn beobachte, und schüttelt den Kopf. Ich schenke ihm mein süßestes Grimassenginsen, greife zum Telefon und wähle die nächste Nummer auf meiner Liste: Samuel Porter, wohnhaft in der Galveston Lane.

Während ich dem vertrauten Klingeln lausche, piept plötzlich mein Computer. Mist! Ich vergesse immer, den Ton leise zu stellen.

Laura, die mittelalte Frau, die neben mir arbeitet und sich die Lippen viel zu grell schminkt für ihre gelbliche Haut, schaut mit gerunzelter Stirn zu mir herüber.

Ich zucke die Achseln. »Bestimmt ein Update«, sage ich lautlos.

Sie verdreht die Augen. Ich vermute fast, Laura ist ein menschlicher Bullshit-Detektor.

Mr Samuel Porter geht nicht ans Telefon. Vielleicht mag er keine Piña coladas.

Ich lege auf und klicke wieder Smooth Passages an. Offenbar hat der Computer gepiept, weil im Selbstmordpartner-Forum jemand eine neue Nachricht gepostet hat. Sie heißt *Siebter April*. Ich öffne sie.

Ich muss zugeben, bisher fand ich das hier immer ziemlich blöd. Für mich besteht der Sinn und Zweck von Selbstmord darin, dass ich endlich und bis in alle Ewigkeit allein sein kann. Deshalb habe ich nie verstanden, weshalb ich es mit einem Partner machen soll. Aber das hat sich geändert. Ich habe Angst, dass ich in letzter Minute kneife oder so. Es gibt noch andere Gründe, aber auf die will ich hier nicht eingehen.

Ich habe nur ein paar Bedingungen. Erstens will ich mich nicht mit jemandem zusammentun,

der Kinder hat. Das ist mir zu krass. Zweitens sollte mein Partner nicht mehr als eine Stunde von mir entfernt wohnen. Das könnte schwierig sein, weil ich nämlich mitten im Nichts wohne, aber vorläufig halte ich an dieser Bedingung fest. Und drittens steht das Datum fest: der siebte April. Der Termin ist nicht verhandelbar. Schreib mir, wenn du mehr Informationen willst.

FrozenRobot

Ich checke FrozenRobots Profil und versuche, den Benutzernamen nicht allzu doof zu finden. Aber echt – FrozenRobot? Geht gar nicht. Mir ist klar, dass jeder hier ein bisschen – okay, mehr als ein bisschen – durchgedreht ist, aber trotzdem. Ein gewisses Maß an Würde wäre schon gut.

FrozenRobot ist allem Anschein nach ein männliches Wesen. Er ist siebzehn, also nur ein Jahr älter als ich. Passt. Ach ja, und er ist aus Willis, Kentucky – das ist nur eine Viertelstunde von hier.

Ich spüre eine Art Schock in den Knochen und erinnere mich vage daran, dass es sich ungefähr so anfühlt, wenn man etwas spannend oder aufregend findet. FrozenRobot hat genau den richtigen Moment erwischt. Könnte sein, dass ich zum ersten Mal im Leben Glück

habe. Das ist sicher ein Zeichen aus dem Kosmos – wenn du nur ein einziges Mal im Leben Glück hast und das ausgerechnet bei der Planung deines Selbstmords, dann ist es wirklich an der Zeit, dich zu verabschieden.

Ich lese die Nachricht noch einmal. Siebter April. Passt auch. Heute ist der zwölfte März. Ich halte höchstens noch einen Monat oder so durch. Obwohl sich in letzter Zeit jeder Tag anfühlt wie eine halbe Ewigkeit.

»Aysel.« Wieder Mr Palmer.

»Ja, bitte?«, erwidere ich, ohne ihn richtig zu beachten.

Er stellt sich hinter mich, so dass er auf meinen Computerbildschirm sehen kann. Ich versuche, das Fenster verschwinden zu lassen. »Hör zu – es ist mir egal, was du in deiner Freizeit anstellst, aber bring es bitte nicht mit zur Arbeit. Kapiert?« Seine Stimme hängt ein bisschen durch, wie ein altes Sofa. Er täte mir ja leid, wenn ich nicht mein ganzes Mitgefühl für mich selbst bräuchte.

Ich kann es natürlich nicht wissen, aber ich gehe mal davon aus, dass Mr Palmer keine Ahnung von Smooth Passages hat und annimmt, ich bin auf einer Heavy-Metal-Fanseite oder so. Er kann ja auch nicht wissen, dass ich am liebsten Kammermusik höre. Haben ihm seine Eltern nicht beigebracht, dass man Leute nicht in Schubladen stecken soll? Nur weil ich sechzehn bin und wilde Locken habe, die schwer zu bändigen sind, und je-

den Tag ein dunkel gestreiftes T-Shirt trage, heißt das noch lange nicht, dass ich mich nicht für ein schmelzendes Geigen Solo oder ein klassisches Klavierkonzert begeistern kann.

Als Mr Palmer wieder weg ist, höre ich, dass Laura vor sich hin knurrt.

»Was ist?«, frage ich sie.

»Hast du zu Hause kein Internet?« Sie mustert mich grimmig und trinkt einen Schluck von unserem Gratis-Kaffee. Am Plastikbecher sind Spuren ihres scheußlichen Himbeerlippenstifts zu sehen.

»Hast du zu Hause keine Kaffeemaschine?«

Sie zuckt die Achseln, und ich halte unser Gespräch für beendet. Aber da sagt sie: »Die Arbeit ist nicht der richtige Ort, um sich ein Date zu suchen. Erledige das gefälligst in deiner Freizeit. Sonst bringst du uns noch alle in Schwierigkeiten.«

»Okay.«

Stur starre ich auf meine Tastatur. Ich kann Laura ja unmöglich erklären, dass ich kein Date suche. Oder jedenfalls nicht die Art von Date, an die sie denkt.

Mir fällt auf, dass zwischen den Tasten F und G winzige Goldfischcracker-Krümel stecken. Und in dem Moment fasse ich einen Entschluss. Ich werde Frozen-Robot antworten.

Wir haben ein Date: am siebten April.